

Den 31. Oktober wurde das Reformationsfest fast in ganz Deutschland gefeiert. Es fiel gerade an einen Freitag, wodurch es dann 3 Tage gefeiert wurde. Sehr feierlich, festlich und hoch wurde es durch Ceremonien und Gottesdienst begangen.

1818

Den 4. Oktober wurde unser Schulhaus feierlich eingeweiht. Nachdem sich die Kinder in meinen Hof begeben, um da den Pastor Schüler und mehrere Väter abzuholen, gingen sie, von ihren Lehrern paarweise geführt, in feierlicher Prozession, unter Begleitung von Instrumentalmusik der Eisleber Bergsänger bis zum neuen Schulhaus, wo alsdann das schöne Lied „Lobe den Herren“ gesungen wurde. Hierauf hielt der Herr Pastor Schüler eine zweckmäßige Rede und sprach die Weihe und den Segen über das Haus. Nach dessen Beendigung trat ich hervor und las eine Rede über das Entstehen und den Zweck des Hauses ab, dankte sämtlichen Gemeindegliedern für ihre Bereitwilligkeit und Ausdauer, ermahnte und ermunterte Eltern, Lehrer und Kinder zu neuem Fleiß und knüpfte durch Händegeben zwischen Obigen das Band der Liebe, des Glaubens und des Vertrauens, tat ein kurzes Gebet, und die Kinder sangen den 4. und 5. Vers No. 181: „Dir, dir, du Höchster“; alsdann wurde ein „Lebe hoch!“ für König, Vaterland, Lehrer, Kirchen und Schulen und alle Einwohner in Thaldorf und Pfeiffhausen ausgebracht. An die Kinder wurden 23 Exemplare (von) Zerrenners Kinderfreund und jedes Kind für 1 Gr. Pfefferkuchen verteilt. Sämtliche Kinder, an der Zahl 70, wurden nun an die unter freiem Himmel aufgestellten Tafeln geführt und mit Kaffee und Kuchen tractiert. — Nach diesem wurde der Tag, so wie der folgende unter Tanzvergnügen beschlossen.

Zu diesem Feste war durch freie Subscription bei mir eingegangen: 36 Rthl. 18 Gr.

Der Bau hatte gekostet: 474 Rthl. 4 Gr.

Die Anspanner hatten Fuhren getan: 373;
die Handlanger 204 Tage.

1830

Den 25. Junius wurde das 300-jährige Jubiläum der Augsburgerischen Konfession gefeiert. Es war ein Freitag, welcher sehr hoch durch Predigt und Abendmahl im ganzen Königreich gefeiert wurde. Viele Prozessionen wurden gehalten, und Sonnabend und Sonntag war für die Kinder ein Fest gegeben.

Die Loderslebener Mundart

Von Hauptlehrer Walter Schuster in Lodersleben

Vorbemerkung: Das Dorf Lodersleben mit ca. 1200 Einwohnern, im Kreise Querfurt gelegen, fünf Kilometer westlich der Kreisstadt, liegt an der Straße nach Allstädt, die ins Weimariſche führt. Ist man auf dieser Straße durch den über 3000 Hektar großen Forst, so kann man ins Mansfeldische Land schauen. Die Mundart Loderslebens gehört zur nordostthüringischen. Die Grenze dieser Mundart ist nicht genau zu ziehen. Da jedoch dieselbe im Westen ans Mansfeldische grenzt, ist die Klangfarbe, ja teilweise auch der Klangcharakter der Mundart stark anlehnd an die des Mansfelder Landes. Die Gründe, warum das so ist, können hier nicht angeführt werden. Doch ist die Berechtigung der Aufnahme dieses Aufſazes in der Mansfeldischen Zeitschrift gegeben.

Wenn ein Fremder zu mir kommt, ist es immer mein Bestreben, im Laufe des Gesprächs herauszubekommen, aus welcher Gegend unseres Vaterlandes der Betreffende stammt. Da ist es nun meistens so, daß er anfangs hochdeutsch spricht, nach und nach aber doch Wörter fallen läßt und Sätzen anderes Gepräge gibt, die mir Handhabe genug sind zu sagen, wo seine Wiege gestanden hat, bzw. welcher Landschaft er zugehört. So ist der Erzählende, ohne daß ers wollte, in seine Mundart verfallen, die er anfänglich sich nicht zu sprechen getraute. Unter Mundart verstehen wir die landschaftliche Umgangssprache, „Die landschaftlich besondere Erscheinungsform der Muttersprache“.

Ich habe nun im Laufe der Jahre die Beobachtung machen können, daß junge Loderslebener, wenn sie nach längerer Zeit wieder zu uns kamen, statt der hochdeutschen sich einer gekünstelten, unnatürlichen Ausdrucksweise bedienten, und zwar deshalb, weil sie sich ihrer heimatischen Mundart schämten. Daß sich aber jemand deshalb schämt, ist ganz ungerechtfertigt. Das Gefühl der Scham geht hervor aus der weitverbreiteten Ansicht, daß die Mundart eine verschlechterte, d. h. schlecht gesprochene, eine Sprache zweiten Ranges, eine Sprache der Ungebildeten sei, wie sie in früheren Jahrhunderten auch als solche angesehen worden ist¹⁾. Unter Schriftsprache verstehen wir die im schriftlichen Verkehr übliche Sprach-

form, die Sprache der Literatur im Gegensatz zu eben dieser Mundart. Und doch können wir feststellen, daß kein Deutscher die Schriftsprache spricht. Sie wird immer mit mundartlichen Eigentümlichkeiten gesprochen werden müssen, weil die Sprachwerkzeuge von Jugend auf eine die Mundart kennzeichnende besondere Stellung eingenommen haben. Man braucht beispielsweise nur irgend eine Seite eines Buches von einem Bayern, einem Friesen, einem Sachsen oder irgend einem andern deutschen Landsmann vorlesen zu lassen. Man wird hier einen ganz gewaltigen Unterschied in der Aussprache finden. In der freien Rede käme dazu noch die besondere Wort- und Satzstellung. Wer ein feines Gehör hat, hört bei den einzelnen Ansagern der verschiedenen Sender im Radio diesen Unterschied heraus²⁾. „Auch in der gepflegtesten Sprache des gebildeten Sprechers klingt meist irgendwie und irgendwann noch eine Erinnerung an seine heimische Sprachlandschaft an. Der Durchschnitt der Gebildeten gelangt bei uns nie zu vollem Besitz einer von jeder landschaftlichen Bindung freien Sprache, wie sie in der deutschen Bühnensprache besteht. Er spricht die gebildete landschaftliche Umgangssprache seiner Heimat, die in Wortschatz und Aussprache die Beziehungen zum heimischen Sprachraum nicht verleugnet³⁾.“ Also: mundartrein spricht kein Mensch. Und so brauchte sich auch der Loderslebener seiner Mundart nicht zu schämen, denn es ist seine Muttersprache. Die Mutter hat sie ihn so gelehrt; er hat sie als Kind nachgesprochen und ist so zu seiner Mundart gekommen. „Wenn die Sprache der Spiegel der Seele ist, so spiegelt die Mundart die Seele ihres Volksstammes wider und ist ein plastisches Bild aller seiner Gedanken und Empfindungen. Wie ein falscher Ton den ganzen Gesang stört und entstellt und unser musikalisches Empfinden verlezt, so verzerrt eine unwahre, gezielte und gezwungene Sprache das eigene Wesen des Menschen. Darum ist uns die Mundart so wertvoll, weil sie wahr und ungekünstelt aus dem Herzen kommt⁴⁾.“

Die heutige Loderslebener Mundart war in früherer Zeit anders. Noch im 15. Jahrhundert herrschte in unserer Gegend das Plattdeutsche. Noch Nachrichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert bringen ab und zu niederdeutsche Wörter, wie Pund statt Pfund, wat statt was, Tit statt Zeit, Perd statt Pferd u. a. Man glich damals die Schreibweise der Sprache an; eine geregelte Orthographie gab es noch nicht. So schrieb sich, um ein Beispiel zu nennen, ein Ahne der Kolbes, die noch heute im Dorfe leben, nicht

Andreas „Kolbe“, sondern „Kultwe“, wie man den Namen heute noch in Lodersleben spricht⁵⁾.

Dabei möchte ich folgendes hier einschalten: Man kann zwei Hauptgruppen von Mundarten in unserm Vaterland feststellen: das Hochdeutsche und das Niederdeutsche (oder Plattdeutsche). Die Grenze des letzteren hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr nach Norden verschoben. Dies können wir an schriftlichen Hinterlassenschaften feststellen. Sie zeigen uns, daß das Niederdeutsche immer mehr durch das Hochdeutsche verdrängt wurde. Das Hochdeutsche zerfällt in Oberdeutsch und Mitteldeutsch. Zu letzterem, zu dem die Untergruppen des Westmitteldeutschen, des Thüringischen und Ostmitteldeutschen gerechnet werden, gehören wir. Unser Loderslebener Dialekt ist ein Gemisch von Nordostthüringisch und Ostmitteldeutsch⁶⁾. Der kleine Knabe, der mit dem 6. Lebensjahre zur Schule kommt, verrät an seiner Aussprache deutlich, woher seine Mutter kommt. Da wir einstmals zum Thüringerland gehörten und später Slawen teilweise unsere Gegend besiedelten, haben die Loderslebener von alters her das Gemisch der zwei mitteldeutschen Mundarten gesprochen. Verstärkt wurde das Ostmitteldeutsche durch Hinzuziehung von oberschlesischen und polnischen Arbeitern nach dem 70er Krieg bis ins erste Drittel des jetzigen Jahrhunderts vonseiten der Rittergüter⁷⁾.

Nun kann man leider die Aussprache nie so niederschreiben, wie sie tatsächlich ist. So ist z. B. das u bei uns nicht reines u, sondern kommt mehr vom o her. Hier müßte man schon Mound statt Mond, Boune statt Bohne, Loun statt Lohn schreiben. Es ist eben ein eigener Klang in jeder Mundart, den man schriftlich nicht wiedergeben kann. Es würde eine sehr verwickelte Schreibweise mit vielen fremden Zeichen ergeben, wollte man die Mundart phonetisch richtig niederschreiben. Der Versuch ist gemacht in „Proben Hoch und Niederdeutscher Mundarten“ von Alfr. Götz, Bonn 1922 u. a. Nur derjenige, der die Mundart richtig kennt, kann sie auch richtig nachsprechen. Deshalb darf hier am Buchstaben nicht ge deutelt werden.

Gehen wir nun den einzelnen Lauten nach, so finden wir teilweise recht große Unterschiede in der Aussprache, je nachdem, ob sie am Anfang, in der Mitte oder am Ende einer Silbe oder eines Wortes stehen.

Das k

wird am Anfang eines Wortes weich, wie g mit einem folgenden h laut also wie gh gesprochen. Also G h o f f e (Kaffee), G h ä r = w i k (Kürbis), G h o n n e (Kanne). Im Innern (im Inlaut) wird es wie k, auch mit dem folgenden h gesprochen: b o k k e (statt backen), D e k k e (Decke), S e k k e (Säcke), h o k k e (statt hacken). Am Ende eines Wortes (im Auslaut) finden wir es teilweise — nicht immer — als ch, welchen Laut wir mit j bezeichnen. So sagt man P o a r j statt Park. Das Wort Park ist vom französischen le parc übernommen, obwohl wir ein Wort deutscher Abstammung und Bedeutung besaßen, nämlich „der Pferch“. Vielleicht ist die hiesige Aussprache von da abzuleiten. Dagegen sagt man nicht Marij statt Mark. Auch vor t wird k als j gesprochen: der M o a r j t (der Markt).

Das z (germ. t)

wird im Anlaut wie tz gesprochen: t z i h e (ziehen), t z a i c h e (zeigen), t z o l e (zahlen), t z o n g t a i c h n i c h (zankt euch nicht). Auch im Inlaut und Auslaut wird z wie k gesprochen: W e z n (Weizen), B l o z (Platz), H o z l (Hozel).

Das pf (germ. p)

findet sich im Anlaute als f. Man spricht es, indem man die oberen Schneidezähne auf die Unterlippe legt. So F ä f f e r (Pfeffer), F ä r d (Pferd), F ä n n i j (Pfennig), F u n d (Pfund),

im Inlaut teilweise als pp oder bb, z. B. k h ä p p n (statt köpfen), ä r h i p p t r u m (statt er hüpfet umher), ä h o t t n S c h n u b b n (statt er hat den Schnupfen), S c h o f s k h o p p (Schafskopf), s c h ä b b e m o a l a i (schöpfe mal ein), d e A b b e l s i n h a i r e t a i e r (die Äpfel sind dieses Jahr teuer). Im Auslaut sagt man b statt pf: ä L o c h i m S c h t r u m b e (ein Loch im Strumpf), d u m b e L u f t (dumpfe Luft).

Das sp und st

wird im Anlaut wie schb und scht gesprochen: S c h b r o c h e (Sprache), d r S c h t e n (der Stein), i c h s c h d e i c h e n a n (ich steige hinauf), d o b l a i b d r d e S c h b u g h e w ä c k (da staunst du).

Zwischen m und st wird ein Vokal (meist e) eingesetzt. So sagt

man: N i m m e s t e d o s ? (nimmst du das?), d o k h i m m e s t e m ä t t (da kommst du mit), H a m m e s t e r (Hamster).

Dasselbe liegt vor zwischen g und st: H ä n g e s t (der Hengst), w e n n f ä n g e s t ä n a n ? (wann fängst du an?).

Ebenfalls finden wir den Zwischenlaut bei b und st: D w e s t (Obst), H ä r w e s t (Herbst), d o d r v u n n s c h t ä r w e s t e n i c h (davon stirbst du nicht).

Das b

wird anlautend meist mit nachfolgendem h gesprochen: B h ä r n e (Birne), B o r n s c h t (Barnstedt, ein Dorf in der Nähe von Quersfurt). Innerhalb eines Wortes ist es w geworden: d o s c h t a u n s t e, m a i L i e w e r (da staunst du, mein Lieber), h i n d e i f e s a w e r d r i w e (heute ist es aber trübe), d e T h a u w e (die Taube), d e W e i w e r w u l l n n i c h o a r w e t e (die Frauen wollen nicht arbeiten), ä h o t t s ä l w e r n i s c h t (er hat selber nichts), n o F r i z e, d e l ä w e s t j e n o c h ? (na, Fritz, du lebst ja noch?). Steht vor dem b ein l, so wird das b zu w: K ä l w e r (Kälber), S c h w o l w e (Schwalbe), s ä l w e r (selber).

Das g

wird bei uns als Zwischenlaut von ch und j gesprochen. Wir schreiben es als j: m i r j e n j e k e (wir gehen jetzt), m i r j e k j a n k j u t (mir geht es ganz gut), m i r t z a i c h n n F r a s n n W ä k (wir zeigen dem Grafen den Weg), d ä r i f j b e j e i s t e r t v o n s u w a f j (er ist von so etwas begeistert), d ä r i f j M i t j l i d v o n G r i j e r v e r e i n (er ist Mitglied vom Kriegerverein), j a n k j u n j o a r (ganz und gar), ä G l a s B i a r r (ein Glas Bier).

Genau hingesehen können wir hier beim g einen sogenannten „ach“ und einen „ich“ Laut, den wir in der Schriftsprache sonst beim ch haben, feststellen (z. B. mich, machen). Wir sagen hier: ä r s i j t (er siegt), w i j t (wiegt), ä s c h t i j n a a n (er stieg hinauf), d e F l i j e (die Fliege), und andererseits, meist im Inlaut: s ä l a c h e n (sie lagen), d e S a c h e (die Sage), d r K h r a c h n (der Krager), d e W o c h e (die Woge), a n n D a c h e (am Tage), F u c h e n d h o t t k e n e T h u c h e n d (Jugend hat keine Jugend).

Bei gt fällt das g weg, und der vorhergehende Vokal wird gedehnt: d e M a a t (die Magd), ä h o t t j e f r a t (er hat gefragt),

ä fate (er sagte), ä let (er liegt), ä lete sich hänn (er legte sich hin). Das ng wird teilweise wie nk gesprochen: ä nne junke Fra (eine junge Frau), lanke Be ne (lange Beine).

Das r

ist nicht Zungen r, wie es die Bühnenaussprache hat. Es wird als sogenanntes Zäpfchen r gesprochen: 's ränd (es regnet), 's äß re ne nisch t (es ist rein garnichts).

Bei rd und ld ist das d zu r, bezw. zu l geworden: ä worre wille (er wurde wild).

Zwischen r und l setzt man e: Karrel (Karl); doch nicht immer, z. B. nicht bei Quärl (Quirl), Kärl (Kerl) u. a.

Folgt auf das r ein b, so wird das b wie w gesprochen: Forwe (Farbe), Norwe (Marbe), Ghorwe (Garbe). Hier haben wir noch mittelhochdeutsche Aussprache vor uns, farwe, narwe . . . Ferner: ij schtärwe (ich sterbe), ä hott khene Norwet (er hat keine Arbeit).

Den Zwischenvokal, in diesem Falle i, setzt man auch bei Ich und Ig. So spricht man Mällij (Milk), Schtrollij (Strolch), Bollij (Balg), für den Ort Balgstädt sagt man Ballij scht.

Die Endung en ist beim Infinitiv zu kurzem e geschwächt: ij will dos moche (ich will das tun), schreiw e (schreiben), lärne (lernen), mr wulln an fange (wir wollen anfangen).

Bei der Endung er fällt das e weg und das r wird vokalisiert gesprochen: owr ne! (aber nein!), mät dr Zeit hottes jelärnt (mit der Zeit hatte er es gelernt), dodrmätt hotte je wun khen (damit hatte er gewinkt).

Das chs

wird wie ks gesprochen: Fuks (Fuchs), Loks (Lachs), Wikse (Wichse), Soks en (Sachsen), seks (sechs) usw.

Das qu

wird wie kw mit eingeschobenem h gesprochen. Also: Khwälle (Quelle), Khwärl (Quirl), khwäke nij! (weine nicht!).

Das nd

wird wie das nt im Inlaut wie ng (vergl. Heringe, enge, Lunge . . .) gesprochen. Man sagt: Khinger (Kinder), Kinge (Kinde), un =

gene (unten), hinger (hinter), runger (runter), Ange (Ende), ingewändj (inwendig). Teilweise spricht man nn: ausännan ner (auseinander), uffn Sanne (auf dem Sande), de Hunne (die Hunde), Stunne (Stunde).

Wie bei rd und anderen, so haben wir auch zwischen bt und und nach Einschlebung eines Vokals: ä jiwet (er gibt), Ejärnich en (Eichhörnchen), ä hewet (er hebt), ä läwet (er lebt).

Gehen wir nun zu den Vokalen über.

Das a

sprechen wir wie o: är hotte oder är hutte (er hatte), wos (was). Andererseits wird es als ein Mittelding zwischen a und o gesprochen: Zol (Zahl), Floks (Flachs), ä mol (einmal).

Die Vorsilbe an wird lang wie ahn gesprochen: mrdun an fange (wir werden anfangen), Anlof (Anlauf), ä khimnt an (er kommt an), de muß anfeiere (du mußt anfeuern).

Das o

ist im Inlaut zu kurzem oder langem u geworden: de Nut (die Not), 's Brut (das Brot), su khle ne (so klein), 's Ure (das Uhr), är iß anje khumm (er ist angekommen), wu le ds? (wo liegt es?), Kuse (Rose). Im Auslaut ist o zu e abgeschwächt. Der Familienname Otto wurde zu Otte, Kuno zu Kuhne.

Das e

ist zu langem i geworden in: ij schtihe (ich stehe), ä wink (ein wenig), ij ferschihe dij nij (ich verstehe dich nicht), Sil oder Seeil (Seil).

Langes i

ist zu langem e geworden: tze vel (oder tze vāl) statt zu viel, do äß khe Schtel dran (da ist kein Stiel dran), ä Schbel (ein Spiel). Die Sitte, in früherer Zeit bei Frauen an den Familiennamen des Mannes ein zin anzuhängen (also: die Neuberin, die Karschin . . .) ist bei uns als Torsio vorhanden in Form von n. So heißt hier Frau Schulze de Schulzn, Frau Meier de Meiern, Frau Kramer de Kramern usw.

Das au

wurde zu langem o: Bom (Baum), lofn (laufen), Lob (Laub), Hofmann (Kaufmann), siß oj nisch (es ist auch nichts). Man sagt aber auch ä nne Fra (eine Frau). Für „er kauft ein“, sagt man „ä khäft ei.“

Das äü

ist zu langem e oder ai geworden: aire poar Bemer (eure paar Bäume), Haiser (Häuser), 's hott khene Bedaitung (Bedeutung), Laide (Leute), haide hammr Klise je ässn (heute haben wir Klöße gegessen).

ei

wurde teilweise kurzes ä: dos räkt nij (das reicht nicht). Die Aussprache von ei und ai unterscheidet sich nicht. Das i ist etwas nach oben gezogen.

Das ü

ist zu reinem i geworden: blin (blühen), Flicke (Glück), Mihe (Mühe), Miße (Mütze), Schtiße (Stütze), Ghime (Kühe).

Das u

ist teilweise geblieben: Muther (Mutter), Buther (Butter), teilweise zu e abgeschwächt: ze (zu), Beispiele: ze mochn, ze feiern, ze läsn . . . (zu machen, zu feuern, zu lesen . . .). Statt „genug“ sagt man „jenungk“ „Där hot jenungk je ässn“ (der hat genug gegessen).

Das ö

ist langes e bei: El (El), Mearn (Möhren), Hele (Höhle). Langes i für ö haben wir bei: uffhiern (aufhören), schine (schön).

Der Genitiv

ist bei uns verloren gegangen. Kein Loderslebener sagt: „der Hut des Mannes“ oder „das Pferd des Schulzen“, sondern „där Hut von dänn Monne“ oder „Schulzn sei Färd“. „Wäch n dänn Schuhn kunne är nij jen“ (der Schuhe wegen konnte er nicht gehen).

Der Dativ

ist vom Akkusativ verdrängt worden: „ä färd mitn Rode nach Rhwärfort“ (er fährt mit dem Rade nach Quersfurt), „ä käm met on Dwend vonn Howe“ (er kommt am Abend vom Gutshofe). Statt „es geht mich nichts an“ sagt man: „es geht mir nichts an“.

Die Mehrzahlbildung

ist bei geschlossener Endung meist er: Bom — Bemer (Baum — Bäume), Schten — Schtener (Stein — Steine), Busch — Bischer (Busch — Büsche), Schtock — Schtecker (Stock — Stöcke), Jeschäft — Jeschäfter (Geschäft — Geschäfte).

Auch enden manche Wörter in der Mehrzahl mit sch: Mitzersch (Mütter), Watersch (Väter), Pastersch (Pastoren).

Statt „die Fuder“ sagt der Loderslebener „de Fiddr“, statt „die Stachelbeeren“ „de Stachelbeere“.

Endsilben werden teilweise verschluckt oder verkürzt: Bärnt (Bernhard), Bollisch (Balgstedt), Bornsch d (Barnstedt), Ejscht (Eichstedt), Schroppl (Schraplau).

Viel falsche Artikel finden wir:

das Bast	statt der Bast,
das Gummi	„ der Gummi,
der Mus	„ das Mus,
die Schuppe	„ der Schuppen,
die Aufruhr	„ der Aufruhr,
der Seil	„ das Seil
der Gelee	„ das Gelee,
das Vesper	„ die Vesper,
der Wiesel	„ das Wiesel,
der Becken	„ das Becken,
das Gürtel	„ der Gürtel,
die Muskel	„ der Muskel,
das Reichthum	„ der Reichthum,
die Fink	„ der Fink,
der Garn	„ das Garn,
das Band (Bücher)	„ der Band,
die Ziegel	„ der Ziegel,

der Gas	„ das Gas
der Schmalz	„ das Schmalz,
der Kraut	„ das Kraut,
die Schatte	„ der Schatten,
das Draht	„ der Draht
das Niet	„ die Niete,
das Chaiselongue	„ die Chaiselongue,
die Insekte	„ das Insekt,
das Reis	„ der Reis,
das Tornister	„ der Tornister,
das Lohn	„ der Lohn,
der Wachs	„ das Wachs,
der Harke	„ die Harke,
der Zehn	„ die Zehe,
die Funke	„ der Funken,
der Seidel	„ das Seidel,

der Harz (Baumsaft der Kirsche, der Tanne usw., auch Kuckucksspeichel genannt) statt das Harz u. a. m.

Wie reich die Mundart gegenüber der Schriftsprache ist, zeigen zahlreiche Ausdrücke für ein und denselben Gegenstand. So sagt man (indem wir hierbei die Schriftsprache anwenden)

für Füße: Kieten, Knochen, Gondeln, Quanden,
für Hände: Pfoten, Klauen, Flossen...
für Gesicht: Frage, Fresse, Visage...
für Mund: Maul, Schnabel, Gosche, Fresse,
Schnauze, Klappe, Rüssel...
für eine alte Klatschüchtige Frau: altes Reff, alte Zicke,

Misthupper, Glucke, Here, Maßbläke, Himmels-
trappe, Frachtschiff, Schwerrese, Schrulle,
Schreckschraube, Quadderrese, altes Nährmus
u. a.,

Holzpantoffeln (Kloßlatzchen), Fußbank (Hitzsche), Bett
(Nest, Klappe, Pritsche...), Augen (Kloßen), Zähne
(Rafferte), Schuhmacher (Pechhengst), hoher Hut (Wol-
fenschieber), Ast (Zanken), Haar (Borsten), Uhr (Seier,

Sehr, Sier), Buch (Schwarte), Brotschnitte (Bamme),
Ruckel (Nobel, Zulp, Pitsch), schauen (gaffen), Aufseher
(Oberwarter), Ameise (Sehemse), Stückweise abschneiden (ab-
bizehn), quälen (bisacken), Geld (Blech), braten (bräbeln),
liederliche Wohnung (Bucht), emsig arbeiten und sich keine Ruhe
gönnen (ullgen), kleiner Junge (Wurzel), Ohrfeige (Dach-
tel, Schwalbe), Müze (Deckel), der Junge bekommt eene
„geflättert“ (runter gehauen). Für „verhauen“ sagt man
auch noch: heimleuchten, vermöbeln, versohlen,
dachteln, flättern, durchwalken, verwamsen, lan-
gen, verdengeln, hinter die Ohren geben.

Das Wort „dumm“ hat verschiedene Grade: saudumm,
freßdumm, strohduhm, dumm wie Bohnenstroh,
wie eine schwarze Sau, wie ein schwarzes Schwein
usw.

Stark regnen (drätschen), wütend (fuchtg), Nase (Dul-
ke), Lampe (Funsel), Ziege (Heppe), verhöhnen (ver-
hohniepeln), Braumbier (Hosenbrummer), heftig atmen
(jappen), Kock (Kittel), Krüppel (Kreppel), Lölpel (Lof-
fel), weinen (quäken), singen (wimmern), rufen (gröh-
len), betrunken (geladen haben, benebelt sein, ein-
gewickelt sein...). Ein alberner Mensch ist ein Fasel-
hans, ein Flaps, ein Firlifanz, dumm lachen (feizen),
mit einer Rute hin- und herfahren (fittscheln), sich an etwas zu
schaffen machen (herumsumeln); eine nachlässige Arbeit ist
eine Futtelei. Wenn jemand sich eine Braut sucht, sagt man:
er geht auf die Heirat. Verkäufer von Obst und Gemüse ist
ein Hooker (weibl. Hooke). Die Frau geht auf einen „Husch“
(d. h. für kurze Zeit) zur Nachbarin. Der Junge macht „Kin-
kerlischen“ (Poffen, Unsinn). Für ein kleines Dorf sagt man
„Klitsche“ oder „Mookchen“. Die Mutter muß ihrem
Sohne noch allerlei „zuschustern“ (heimlich zustecken). Wenn
sich ein junger Mensch um ein Mädchen bemüht, so sagt man er
„scharwenzelt“ um sie herum. Wenn jemand im Gefängnis
gefessen hat, so hat er „studiert“. Wenn jemand müde ist, läßt
er „die Flättche hängen“.

Man fragt: „Wo kommst du her gewesen?“

Wenn sich einer gemütlich breit macht, so sagt man: er
brezelt sich hin. Wer ein Liebesverhältnis hat, hat „ein

Dächtel Mächtel". Wenn ein Junge gar zu lange auf seiner Blockflöte herumbläuft, so sagt die Mutter unwillig: „Hör auf mit deiner Duddel!" Einen ungezogenen Jungen nennt der Loderslebener einen „Bankert". Er ist sich dabei nicht bewußt, daß man darunter „ein auf einer Bank gezeugtes uneheliches Kind" versteht.

Der Loderslebener ißt gern „Gärbitzpfanne" oder „Salatgrünes mit Eier rührt euch", d. h. grünen Salat mit Rührei.

Kann er jemand nicht leiden, so ist der Betreffende bei ihm entweder ein „Dussel" oder „Freßdummer" oder ein „Ekel". Ist jemand geizig, so ist er „ein krummer Hund".

Eine besondere Stellung nimmt das Wort „jämmerlich" ein. Es ist eines von denjenigen Wörtern, die ihren ursprünglichen Sinn eingebüßt haben. Während „Jammer" bei uns ganz richtig einen heftigen Schmerz und die Äußerung desselben bezeichnet, ist das bei dem Adjektiv „jämmerlich" anders. Es bedeutet nicht „Jammer ausdrückend" oder „Jammer erregend", sondern bedeutet „etwas über die Maßen Großes, Gewaltiges". Wenn man hier von einem Flieger redet, der „jämmerlich hoch" ist, so meint man gewaltig hoch. So kann einer „jämmerliche Kraft" haben, der Weg kann „jämmerlich lang" sein und der Turm eine „jämmerliche Höhe" haben. Man kann auch „einen jämmerlichen drauf haben" (stark betrunken sein) oder „einen Jämmerlichen drauf gemacht" haben (stark gezechet haben).

Daneben haben wir noch Worte, die in der Mundart etwas verändert sind. Für Ruß — Rußt, danach — nachdem, damit — daß oder um das (ich habe den Stamm gesetzt, um das der Zaun nicht umgerissen wird), glatt — glattig, hierbei — embei, vorhin — vorhinchen, zuletzt — auf die Letzte, fragte — frug, statt: er schneidet sich — er schnitt sich, schmeckte — schmackte, hielt — hiel, gegessen — geessen, (hier liegt noch die altnordische Form vor, die später zu „gessen" wurde), statt du fragst — du frägst, du faßt an — du fäfst an, der Mark — das Mark, der Blasebalken — der Blasebalg. Statt dürfen sagt man darfen, für Stange — Stangel, für Steiß — Steiß, statt meistens — mersch-

tens, statt Wanze — Wanzke, statt kostspielig — kostspil-
lig (welches vom althochdeutschen spilden = vergeuden her-
kommt). Barweß — barfuß, bäwern — beben, hapern —
stocken. Die Mehrzahl von Stiefel ist Stiefeln, von Ziegel —
Ziegeln.

Auch werden Dingwörter gebildet, indem man an ein Verbum die Endsilbe -erei anhängt: Leserei: Kommandiererei, Knallerei, Fahrerei, Flickerei, Macherei, Wäsche-
rei, Brüllerei, Singerei usw.

Als letzte der mundartlichen Ausdrücke seien noch folgende genannt: Wenn einer sich wehrt, sagt man: „är scht äwelt sij", d. h. er stemmt sich (mit den Füßen) dagegen. Wenn einer auf eine Anfrage hin nicht antworten will, sagt er: „ich schubbe mij nij", d. h. ich gebe mir keinen Stoß (Schupp). Wenn man sagt: „er hat mich gena scht", so soll das soviel heißen, wie „er kann mich nicht leiden". Die Redensart „mit Stumpf und Stiel" lautet hier „mit Strunk und Stiel". Das Frage-
wort „wann?" heißt hier „Wenner?" mit der Betonung auf der letzten Silbe. Wenn jemand die Tür laut zuschlägt, so nennt man das „zuklatschen". Die hier arbeitenden Polen werden mit dem Ausdruck „Pottje" bezeichnet.

In meiner Jugend kannte ich einen alten Krieger von 1870/71, der uns Jungen begeistert von seinen Kriegserlebnissen erzählte und bei der Erwähnung der Schlacht bei Mars la Tour immer von „Marsch retour" sprach. Dies tat er nicht etwa im Spaß, sondern in vollem Ernst. Er kannte den Namen nicht anders und hatte ihn gedruckt oder geschrieben noch nicht gesehen. Wir haben hier ein Beispiel vor uns, wie ein fremdes Wort (in diesem Falle also ein französisches), ein Name, vermöge der ungewohnten Laute einer Änderung unterworfen wird. Solcher Fälle gibt es viele. Das Volk gleicht Namen an das Deutsche an, oder legt sie sich zurecht, oder deutet sie um. So kann sich beispielsweise das Volk unter Trottoir nichts vorstellen, wohl aber unter Trittevar. Das Sprachgefühl sträubt sich dagegen, daß der Name leerer Schall sei. Weil man auf den Fußsteig, wie wir heute sagen, tritt, darum heißt er eben „Trittevar". Das französische Wort ist nicht mehr ver-
ständlich, es wird dann einem scheinbar verwandten, oder minde-
stens verstandenem Wort angenähert. Der Mensch verfährt dabei meistens recht naiv. Daß dabei manche Wörter arg entstellt wer-

den, spielt keine Rolle. Wenn nur ein verständlicher Sinn heraus kommt, so ist dem schon Genüge getan. Wir nennen einen solchen eben erwähnten Vorgang: Volksetymologie. Bei scharfer Beobachtung kann man eine ganze Reihe von Beispielen anführen. Gehen wir also solchen nach.

Die jetzt gebräuchlichen Namen der englischen Flugzeuge machen dem Verständnis Schwierigkeiten. So kann der Loderslebener mit dem Namen „Spitfire“ nichts anfangen. Es macht daraus „Spitzfeuer“. In diesem Worte stecken zwei deutsche Worte, die zusammen zwar keinen Sinn ergeben, aber einzeln verstanden werden. Dasselbe ist mit „Hurricane“ der Fall, woraus man „Hurianne“ gemacht hat. An den Ausdruck „Biochemie“ knüpft sich folgende erheiternde Erzählung, wobei die eigentlichen Namen der Personen nicht genannt werden. Herr Müller trifft die alte Frau Meier, die er lange nicht gesehen hat, von der er aber weiß, daß sie krank war. Er sagt zu ihr: „Na Frau Meier, ich freue mich, daß Sie wieder wohl auf sind, wie geht es Ihnen denn?“ „Ach, Herr Müller“, sagt sie, „wissen Sie, es ging mir furchtbar schlecht, seitdem ich aber Bija mie treibe, geht es mir ausgezeichnet“. Herr Müller hat darauf sehr gelacht. Warum hat er gelacht? Weil die Frau „Biochemie“ mit „Bigamie“ verwechselt und letzteres Doppelte heißt. — Von einem schwächtigen Menschen sagt man oft: „der ist von München „Gladbach“, und der große Eile hat, der ist aus „Eilau“ oder „Eilenburg“. Mit letzterem Ausdruck meint man auch einen eifertigen Menschen. Mehrere Ausdrücke hat man auch für das Wort „essen“. Die laute des gierigen Essens nachahmend, redet man von „acheln“, die laute des Bratens nachahmend, von „bräbeln“. Eine Lautnachahmung liegt auch vor, wenn man von einem „Happen“ redet. Unter „happig“ versteht man aber „zu stark“ oder „zu arg“. So sagt man schließlich: „Das ist aber doch ein bißchen zu happig“. — Früher gab es die wunderbaren „Süßchen“, die man achelte. Das waren dünne Bratwürstchen, fein zubereitet. Dieser Ausdruck kommt aus dem Französischen „saucisses“. Wenn der Vater von „Bagage“ redet und seine Kinder damit meint, so spricht man hier von „Package“, weil man annimmt, daß das Wort von „packen“ herkommt. Mit der Endung „age“ können wir noch nennen: Kleidage, Futterage und Stellage. Für letzteres sagt man auch „Stallage“. Für „Futterage“ kann man jetzt auch den Ausdruck „Fressalien“ hören, dessen Ursprung ja

leicht zu erklären ist. In unseren Gewässern findet sich der „Blutegel“, woraus man „Blutigel“ gemacht hat, weil man das Wort „egel“ nicht verstand. Den „Schlammbeißer“ kennt wohl jeder. Das Wort heißt eigentlich „Beißker“ und stammt aus dem Slawischen. Da aber das Volk den Gedanken des Beißen hat, so ist daraus Beißer geworden, der im Schlamm lebt. Der Wiedehopf ist ein sehr seltener Vogel bei uns. Wir nennen ihn „Wede huppe“ und denken dabei an huppen (hüpfen), wie ja auch die Übersetzung aus dem Altdutschen „Holzhüpfer“ lautet. Die Heuschrecke heißt bei uns „Grashepfer“. Und da wir nun bei den Tieren sind, so wollen wir noch einige andere nennen, wofür wir hier andere Ausdrücke haben. Die Bachstelze nennt man „Ackermännchen“ oder „Wippstärz“, den Dompfaffen — „Tonpaffe“, das Rotschwänzchen — „Rotzähl“ (aus zähl = Schwanz), die Wacholderdrossel — „Zagelmönch“, den Zeisig — „Zitscherling“, den Eichelhäher — „Schnärs“, die Elster — „Gagelster“, den männlichen Hasen — „Kammeler“, die männliche Ente — „Erpel“, die männliche Gans — „Jahnert“, die Kröte — „Wimereule“, die Kaulquappe — „Dickkopf“, den Igel — „Sauigel“, die Ameise — „Schemse“, den Ohrwurm — „Kneipwurm“, die Feuerwanze — „Franzose“ (wegen seines roten Rückens), die Spinne — „Kanker“ oder „Spinnekanker“ (lat. Cancer = Spinne), die Fischmotte — „Schneidfischen“ (weil die Tiere alles zernagen, zerschneiden). Daß Hagebutte von dem deutschen Wort „hag“ herkommt, weiß keiner mehr, man sagt deshalb auch zu der Hagebutte nicht „Hage“, sondern „Hahnebutten“, wobei man vielleicht an den Hahn denkt. Daß „Dermennig“ zu „Dermännchen“ oder „Ackermännchen“ geworden ist, ist ganz selbstverständlich, denn was soll man sich unter ersterem vorstellen? Daß die Pflanze vom lat. agrimonia ihren Namen hat, kümmert die Leute nicht. Die „Etternessel“, die eigentlich „Eiternessel“ heißen müßte, und eine Nessel „am Zaun wachsend“ bedeutet, ist bei uns weit verbreitet. Petersilie, ebenfalls vom Lateinischen (petroselinum) stammend, heißt bei uns „Bitterzillie“. Aus „Isländisch Moos“, das wir hier an Kränzen finden, machte man „ausländisch Moos“. Der Mohn ist die „Klatzblume“, der Löwenzahn die „Saudistel, Kuhblume, Lichter- oder Pustelblume“, der gelbe Hahnenfuß heißt „Butterblume“

(seiner buttergelben Blüten wegen), der Sauerampfer wurde zu „Sauerhempel“, die Kapsel der Herbstzeitlose ist der „Dosenbeutel“, der Holunder heißt „Flieder“, die schwarze Johannisbeere ist die „Scheißbeere“ (ihrer Wirkung wegen); kleine rote Kirschen heißen hier „Zwisselsbeeren“, die Früchte des Weißdorns sind „Mehlfäßchen“, der Sauerflee ist „Hasenbrot“. — Ein Mann kann an einer langwierigen Krankheit darniederliegen. Aus langwierig ist „langweilige Krankheit“ geworden. Rheumatismus wurde zu „Reißmetetich“, weil es tüchtig reißt. Für Perlmutter- oder Perlmutterknöpfe sagt man hier „Bergamottknöpfe“. Man hat dabei vielleicht mal von den Früchten gehört. Ein Konditor ist ein „Kanditor“; kandieren kann damit zusammenhängen. Weil der Soldat die Pferde tränkt, ist er „Tränksoldat“ (Trainsoldat). Neulich hatte sich eine „Klinke“ Jungen zusammen getan, um etwas gemeinsam zu vollbringen. Gemeint war „Eliquo“. Alte Leute fahren der Bequemlichkeit halber gern im „Ornebuß“ statt im Omnibus, welches Wort um 1830 aufgekommen ist und auf deutsch „für alle“ heißt. Wenn sie etwas zusammen rechnen sollen, so „vergallopiieren“ sie sich auch oft; gemeint ist „verkalkulieren“. Vom lateinischen ventus kommt das Wort „Ventilator“ her, welches bei uns zu „Windelater“ geworden ist, weil das Ding Wind macht. Feine Leute nehmen sich zur Erziehung ihrer Kinder eine „Jungfernannte“ (Gouvernante). Aus „egal“ = gleichgültig wurde „enejal“, auch „einejal“. Wie wir schon erwähnten, sagt man für herunter „runger“ und versteht folgerichtig unter „ruinieren“ ein Herunterziehen in den Kaputtin Zustand, redet also von „rungerieren“. Wenn Ratten irgendwo einfallen, fressen sie „rattekal“ alles weg, nichts mehr übrig lassend. Dieser Ausdruck ist aus „radikal“ entstanden. In Anlehnung an das Wort Blume sagt man, wenn man sich schwach und schwindlig fühlt, „mir ist ganz blümerant“. Es kann einem dabei ganz blau vor den Augen werden. Und dies ist auch der ursprüngliche Sinn. Das Wort kommt nämlich aus dem Französischen bleu mourant, d. h. mattblau. Aus kondensierter Milch ist hier „Konzen-trierte“ oder „Konservierte“ Milch geworden, aus professorisch „professorisch“, in der Annahme, daß es von Professor herkomme. Bekannt dürfte sein, daß aus der Zigarre eine „Ziehgarre“ (weil man daran zieht) und aus der süßen La-

krisenstange, die die Kinder lieben, eine „Le Krisenstange“ wurde (weil sie daran lecken). Aus Sparenzien ist „Sperenzien“ und aus Jesuiter ist „Jesu wider“ geworden, wie schon Fischart erwähnt. Daß aus dem französischen gris = grau unser mürrischer „Griesgram“ geworden, weiß keiner mehr, man denkt an Grieß, den man beim Kaufmann kaufen kann, und über die Zusammensetzung nicht weiter nach. Mein Großvater trug bei festlichen Gelegenheiten, wie Taufen, Hochzeiten usw. noch einen „Bratenrock“, welchen Ausdruck ich auch hier gefunden habe. Er soll von Paraderock herkommen; man kann dabei auch an den paraten Rock denken. Mein Großvater, der sich auch über die verschiedenen Ausdrücke Gedanken gemacht hat, meinte, er hieße deshalb so, weil man ihn anzieht, wenn es Braten zu essen gäbe. Und das ist ja bei festlichen Gelegenheiten meist der Fall. Ob die Erklärung richtig ist, weiß ich nicht, eingeleuchtet hat sie mir. Vom Mittelhochdeutschen muzen kommt unser „maußern“ her, für stehlen sagt man „mausen“. Vom niederdeutschen schüren, was soviel wie „heftig bewegen“ heißt, ist schurigeln und später „schurigen“ geworden. Man versteht darunter besonders in der Soldatensprache plagen, quälen, nicht in Ruhe lassen. Daß die Mutter dem in der Kaserne stehenden Jungen öfters noch „zuschuftern“ muß, d. h. zu seiner Verpflegung noch etwas Zusätzliches bringen muß, darüber sprachen wir schon.

Mit diesen Beispielen wollen wir unsere Arbeit abschließen. Mancher Loderslebener, der diese Zeilen liest, wird vieles bestreiten und sagen: „So sprechen wir aber doch nicht, wie es hier niedergeschrieben ist“. Und doch ist nichts erlogen und hinzugedichtet. Ich habe jahrelang gehorcht und „den Leuten aufs Maul gesehen“, wie Luther sagt, den alten mehr als den jungen. Die jungen Leute, besonders die, die eine höhere Schule besucht haben, sprechen nicht ganz mehr so. Die tägliche Berührung mit hochdeutscher Sprache schleift auch den Dialekt ab. Ich habe mir fast täglich Notizen gemacht und in diesem Aufsatz dieselben in Ordnung vorgetragen. So stehts nun hier. Doch wird die Sprache sich fortwährend verändern, denn unsere Mundart nähert sich immer mehr der Schriftsprache. Kommende Geschlechter werden anders sprechen als wir. Die Sprache ist nicht starr, sie lebt, und deshalb ist sie der Veränderung unterworfen.

Zuletzt sei zu dem Verhältnis der Mundart zu der Schriftsprache noch folgendes zu sagen: Ich selbst bedaure es, daß die reine

Mundart unseres Ortes immer mehr verloren geht. Es wäre eigentlich nationale Pflicht, sie nicht nur zu schützen, sondern ihren Wirkungsbereich zu erweitern. Dennoch können wir die Mundart nicht als die herrschende Umgangssprache bestehen lassen. Die Schriftsprache muß deshalb sein, weil sie die Einheit der Nation darstellt. „Sie ist die dauernde Norm des sprachlichen Gesamtlebens. . . Keine Mundart vermag das, was die Schriftsprache vermag: dem Volke das Bewußtsein seiner Einheit zu bewahren und täglich zu erneuern“ (Alfred Baumler). Deshalb muß die Mundart zugunsten der Schriftsprache zurücktreten.

Vorliegende Aufstellung gründet sich auf eigene Beobachtung. Der vor dem Kriege erscheinende Heimatkalender (Verlag Jaekel, Querfurt) brachte teilweise Dialektproben unserer Gegend, ebenfalls das „Querfurter Tageblatt“. Letzteres brachte: „Fabeln in Loderslebener Mundart“ (14. Januar 1941), ferner W. Schuster: „Etwas über die Mundart unserer Heimat (25. 6. 41), derselbe: „Namen in Loderslebener Mundart“ (11. und 12. 7. 41). Eine schöne Erzählung brachte Joh. Schröder im ersten Teil des früheren Volksschullesebuches S. 397 ff., betitelt: „S Hunnekuppe“. Wer sich sonst über Mundarten interessiert, der sei auf folgende

Literatur

verwiesen:

M. Schulte: Idiotikon der nordthüringischen Mundart. Nordh. 1874.

Franke: Der oberländische Dialekt. Leisnig 1884.

L. Hertel: Thüringer Sprachschatz. 1895.

D. Bremer: Mundartenkarte. 1902.

Die „Zeitschrift für Mundartforschung“, welche seit 1908 erscheint.

H. Reis: Die deutschen Mundarten. Sammlg. Götschen Nr. 605.

W. Bach: Gesch. der deutschen Sprache. Leipzig 1938.

B. Martin: Die deutschen Mundarten. Leipzig 1939.

Ein „Thüringisches Wörterbuch“ wird unter Leitung von Studienrat H u c k e in Jena erscheinen.

A Ghombedänkſchtreid

(Anne janz gorkje Teshijte in Loderschlämer Schbroche)
 's äß nu bhale hunnrd Joare här, do läwete bei uns in Loderschläm ä Baſtr, Geln hiße. Dos wor dr liwe Härjott sälw. Dann jrißtn de Leitthe schon vonn weithn, wenn ſn ſän thathn.

Dä merscht awr junkn außn Wäse. Där hotte ämol zunn aln Pülln sein Troßvotr jesat: „Warum macht er mir kein besseres Kompliment?“ Där hotte nämlj nor dä Mitze ä bißjen huch jehomn, wu änn jrißtn thät. Unn dos hotte där jesän. Do hottsj dr ale Pille rimm jedrit unn hott joar nisch zunn jesat. — Dos wulltj awr och jarnij erzäle. Jj wulle wos anneres erzäle. Dr Baſtr äjerte sij nämlj immer jämmrlj, wenn de Leide mätr Schauwekorre odr mätn Handwachs an dr Kärje vrbai furn, wenn se hei oder Schtru druff hottn. Wenns nu jor nij mi junk, do tzejte dä Leide an. Unn dä Leide mußtn Schtroſe bezoale. Jmmr kunne sij natirlich druffene och nij hinſtälle unn uffbasse. Su väl Tzeit hott ä Baſtr och nij äwrij. Do liße nu ä Schild ann Ture anz bringe. Do druff kunne mr läse: „Das Befahren des Friedhofes mit Schubkarren oder Handwagen ist verboten. Der Gemeindefirchennrat!“ No, 's dauerte nij lange, do ſak dos dr Ortschulze (haite heße je Bärjmeſtr), Scheiwe hiße. Där, dos sähe, unn hänn tzum Baſtr, woar enj. Wi di tzwee sij nu jehott hann, weßj niße: fon wäjn, doß dos ä äffntlijr Wäl wer, unn dr Baſtr dodrüwer nisch ze ſan hätte, hott Scheiwe jement. No gork unn jut: Anne Woche droff woarſch Schild wäck. Wi nu dä Leide lke Schild mi ſokhn, do thohtn se wädde thichthj mät ärn Schauwekorn äwrn Fridhof foare. No, schlißlij worres 'n Ortschulzn ä bißjen ze bund, unn ä dochte, doß dos mit dann Schille jornij su dumm jewäßen wer. A hulde also 's Schild wädde for, liß: „Der Gemeindefirchennrat“ äwrbinſele unn droffmoale: „Der Ortschulze“. Dodruffn nacheltes wädde an där ſälm Ställe an, wus frihr jehongn hotte. Nu hotte dos Schild erscht seine Richtjket. Doß nu awr dä Leide nij mi äwrn aln Fridhof foare khenn, do hannse Gättn an de Lärn jemacht. Unn nu konn gener mi mät dr Schauwekorre odr mätn Handwachs dräwer foare, weil de Lärn noar halb off jin. Dos Schild awr hott jehongn biß forre boar Joarn. Läse kunne mr natirlich nisch mi druff. Dä Tzuchend hott dann drfor jesorcht, daßäs wäck kamb.

Anmerkungen:

- 1) Vergl. B. Martin a. a. D. Seite 76 ff.
- 2) Im Felde hat man genugsam Gelegenheit gehabt, Kameraden aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands Mundart sprechen zu hören.
- 3) W. Bach: Gesch. der deutschen Sprache, S. 16.
- 4) E. Erfurth: Was du ererbt von deinen Vätern hast, S. 18.
- 5) Urkunde im Staatsarchiv Magdeburg.

6) Die westthüringischen Doppellaute ei und ou werden hier in e und o verengt. Beispiel: N o c h f l e i s c h (Rauchfleisch). Die Erweichung des g zu j ist auf ostmitteldeutschen Einfluß zurückzuführen. Beispiel: J l a s statt Glas.

7) Dadurch hat sich nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine blutmäßige Vermischung gebildet, die man heute deutlich beobachten kann. So stammen von 195 Familien bei 32 Familien ein oder zwei Elternteile aus dem Osten. Diese Blutmischung läßt einen einheitlichen dörflichen Volkscharakter vermissen. Die Blutmischung hat neben dem Wandel des Geschmacks auch den einer Auslese gebracht. Es ist auffallend, daß Loderslebener Mädchen nordischen Charakters weniger begehrt sind, während Mädchen ostischer Herkunft meist sehr früh geheiratet und von unsern Burschen bevorzugt werden. Dem mag (wie Günther in seiner Rassenkunde richtig bemerkt) zugrunde liegen, daß grade das Weib ostischer Herkunft öfters einen gewissen Jugendreiz (beauté du diable) besitzt, einen wohl häufig stark sinnlichen Reiz, der ihm etwa zwischen dem 17. und 23. Lebensjahr anhaftet, bevor es dann verhältnismäßig früh altert. Dazu kommt, daß das nordische Mädchen sinnlich weniger reizt und vielfach kühler erscheint und schwieriger zu gewinnen ist. Mit einem Wort: die Zeit hat es bewirkt, daß bei der Gattenwahl das Bequeme und Gefällige oder auch das „Nur-sinnliche“ vorherrschte, Eigenschaften, die dem nordischen Loderslebener Mädchen mehr oder weniger mangeln.

Professor Dr. Dr. jur. e. h. Richard Zecht 85 Jahre

Am 4. September 1943 vollendete unser Ehrenmitglied Professor Zecht in Görlitz sein 85. Lebensjahr. Vor vielen Jahren hat der Jubilar die Mansfelder Heimat verlassen und in der Sechsstadt eine neue Heimat gefunden, doch im Innern seines Herzens ist er ein treuer Sohn des Mansfelder Landes geblieben. Aus dem Leben des greisen Gelehrten sei folgendes mitgeteilt:

Richard Philipp Christian Zecht wurde am 4. September 1858 in Neuglück bei Bornstedt als Sohn des Bergfaktors Wilhelm Zecht und seiner Ehefrau Clara geb. Heinsius geboren. Die Familie Zecht ist seit Jahrhunderten im Nord- und Westteil des Mansfelder Landes ansässig. In achter Generation wurde Hans Zecht um 1615 in Quenstedt nordöstlich von Hettstedt geboren, und mütterlicherseits führt das Geschlecht der Abesser in die Grafschaft Henneberg und weiter nach dem Schwabenlande (Die Ahnen von Richard Zecht, Görlitz 1929). Von 1868—1877 besuchte Richard Zecht unser Luthergymnasium als der mittlere von drei



Professor Richard Zecht
an seinem Arbeitsplatz im Stadtarchiv zu Görlitz